

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Der räthselhafte Fremdling

[urn:nbn:de:bsz:31-250681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-250681)

genau erkennen; der Kopf habe ausgesehen, wie der einer Klapperschlange, sei aber so groß gewesen, wie ein Pferdekopf. Man bemerkte einmal wenigstens fünfzig verschiedene Theile seines Körpers ganz deutlich. Ein Mann schoß in einer Entfernung von dreißig Schritten eine Kugel auf das Thier; da wandte es sich, und kam nahe am Boote vorüber. Ein anderer der vernommenen Zeugen sagte eidllich aus: „Am 20. Juni 1815 sagte mir mein Knabe, er habe auf der See in unserer Bucht ein sonderbares Geschöpf bemerkt. Ich ging hin, und sah durch mein Fernglas ein Wasserthier, das mir fremd war. Es mochte etwa eine Viertel englische Meile vom Lande entfernt sein, bewegte sich mit großer Schnelligkeit nach Süden und schien dreißig Fuß Länge zu haben; als es sich aber umwandte, gewann es ein riesenhaftes Ansehen und war zum Mindesten hundert Fuß lang. Es kam sehr rasch auf mich zu, und lag dann still an der Oberfläche. Ich sah dreißig oder vierzig höckerartige Anschwellungen, von denen jede so groß war wie ein starkes Faß; der Kopf schien sechs bis acht Fuß lang, und lief nach vorne hin verzüngt zu, das Maul war wie das eines Pferdes. Jetzt kam mir das Thier einhundert und zwanzig Fuß lang vor; der Körper war dunkelbraun. Augen, Mähnen, Nasenlöcher oder Kiemen sah ich nicht.“ In ähnlicher Weise äußerten sich noch andere Zeugen; General Humphreys nahm alle Aussagen zu Papier, und übersandte sie dem berühmten Erdkundigen, Sir Joseph Banks in London.

Im August 1819 erschien wieder eine Seeschlange auf der Höhe von Nahant, bei Boston; sie wurde Wochen lang in jenen Gegenden gesehen, und zwar nicht von Einzelnen sondern Hunderten, da sie gern in die

Nähe der Küste kam. Man zählte an ihr dreizehn höckerartige Krümmungen; sie hielt den Kopf häufig in die Luft; das Auge war außerordentlich stechend und glänzend. Wenn sie verschwand machte sie windende Bewegungen. Im Juli 1833 erwähnten amerikanische Blätter abermals einer Seeschlange.

Im September 1817 wurde eine kleine Schlange zwischen dem Meere und einem mit demselben in Verbindung stehenden Salzsee gefangen, unfern Sandy Bay in Massachusetts. Sie wurde nach Boston gebracht und von Naturforschern untersucht. Ihre Länge betrug drei Fuß, der Rücken bildete eine Wellenlinie, die durch eine Anzahl Ansteigungen gebildet wurde, die bleibend waren, beim Kopfe begannen und bis zum Schweife fortliefen; es waren ihrer etwa fünfzig. Der Körper lief sich mit der größten Leichtigkeit in vertikaler Richtung biegen. Die bostoner Naturforscher gaben diesem Thiere den Namen *Scoliophis atlanticus*. Es ist eine neue Schlangengattung, ihre Wirbelsäule ist eigenthümlicher Art. Ob sie aber in ähnlicher Weise gebildet ist, wie die große Seeschlange, erscheint sehr zweifelhaft.

Diese letztere ist, wie wir schon weiter oben angedeutet, auch bei Grönland und Norwegen gesehen worden, und zwar in den Jahren 1734, im Juli 1819, dann wieder 1822 und zuletzt im Herbst 1837. Sie kam in diesem Jahre mit dem Eintritt der Hundstage an die Oberfläche um sich zu sonnen, folgte den Fischerbooten, wagte aber keinen Angriff. Ein riesiges Thier ist sie gewesen, wenn auch die achthundert Ellen, von welchen die durch das Ungeheuer erschreckten Fischer erzählen, ins Gebiet der Märchen gehören.

## Der räthselhafte Fremdling \*).

Unter den auffallendsten Entdeckungen von Verbrechen, verdient auch folgende Erzählung einen Platz, welche

\*) Aus dem zu Karlsruhe, im Verlag der Ch. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung erschienenen „Niederländischen Museum.“

mir von einem richterlichen Beamten zu D — mitgetheilt wurde. Ich nenne dies Ereigniß auffallend, sowohl wegen des Doppelzufalls der Umstände, wodurch das Verbrechen entdeckt wurde, als wegen des so unerwarteten Umstandes, welcher zur Entdeckung führte. Bei-



des will ich meinen Lesern hier mittheilen, und bitte mich zu entschuldigen, wenn ich der Genauigkeit wegen zuweilen etwas weiltätig erscheine.

Vor ungefähr siebenzig Jahren, kamen einst früh Morgens einige B—sche Bauern von der Kirmes zu D — zurück. Der Tag verkündigte sich schon, als sie das Wirthshaus verließen, wo sie die ganze Nacht an dem gut besetzten Zechische oder im Tanzsaale zugebracht hatten. Es waren alle junge fröhliche Gesellen. Sie hatten sich den verschnittenen Rheinwein, welchen ihnen der Wirth für ächten Hochheimer verkaufte, gut schmecken lassen, und tranken nun noch zum Abschiede, gegen die kalte Morgenluft, einen stärkenden Trank. Berauscht verließen sie alle dies Wirthshaus. Wie es bei solchen Gelegenheiten unter Bauern herzugehen pflegt, weiß man ja, sie neckten einander, und waren höchst muthwillig. Einige ritten, die übrigen begleiteten sie zu Fuß. So ging es bald anhaltend, bald langsam fortschreitend unter wildem Geschrei den Weg nach B—fort, welcher durch einen ziemlich großen Wald führte, in dem sie zwei Stunden nach Sonnenaufgang ankamen.

Kaum waren sie eine kleine Strecke in dem Walde, und im Begriffe einen Kreuzweg zu verfolgen, als einer der Ausgelassensten, dem neben ihm reitenden einen Streich spielen wollte, dessen Pferd so sehr erschreckte, daß es sich bäumte und den Reiter in den Sand warf. Da keiner der betrunkenen Bauern flink genug war, des Pferdes Zügel zu fassen, so rannte das sich freifühlende Pferd im stärksten Galopp Waldeinwärts.

Nun war guter Rath theuer. Wohl schrie der wilde Haufe laut auf, aber dies Geschrei trieb das Thier noch schneller fort. Der Wald hatte einen großen Umfang, lag nicht weit von der Grenze, und hatte mehrere Auswege. Unter diesen Umständen war zu vermuthen, daß sie das Pferd vielleicht nie, oder mit vieler Mühe und Unkosten wieder erhalten würden. Es fehlte wenig daran, so wäre es zu einer allgemeinen Schlägerei gekommen. Zum Glück sahen sie in ziemlicher Ferne, wo der Weg sich krümmte, das Pferd einen Weg nehmen, der wie sie wußten allmählig enger wurde, und sich zuletzt in dichtem niedern Gehölze verlor.

Der Ausgang des Weges, wo jetzt das niedere Gehölz war, hieng früher mit einem schmalen Fußwege durch ein Kornfeld zusammen, welcher nach einem nahe gelegenen Dorfe führte. Seit einigen Jahren, wurde aber dieser Pfad nicht mehr begangen, und die Verwaltung der Domäne hatte niederes Gehölz dahin gepflanzt und keinen Ausweg gelassen. Hier mußte also das flüchtig gewordene Pferd in seinem Laufe gehemmt wer-

den, weil der schmale Weg keine Schwenkung zuließ, und so dessen Zurückkommen unmöglich machte.

So dachten einige der Bauern, welche sich ihrer noch einigermaßen bewußt waren. Drei von ihnen, die gewandtesten Reiter, bestiegen schnell ihre Pferde, und jagten den flüchtig gewordenen nach.

Das Pferd war, sobald es sich von beiden Seiten eingeeengt fand, und weder vor noch rückwärts konnte, tiefer in das niedere Gehölz eingedrungen, wo es bald mit dem herunterhängenden Zügel an Aesten hängen blieb, und sowohl dadurch als durch das Verfangen eines Beines, nicht weiter konnte. Zu nicht geringer Freude der Bauern glückte es ihnen endlich, sich seines Zügels zu bemächtigen. Jetzt ließ sich das wilde Pferd, wie ein furchtsames Lamm weiter führen.

Schon riefen die drei Bauern, welche das Pferd eingefangen hatten, ihren Kameraden triumphirend zu, daß sie sich des Flüchtlings bemächtigt hätten. Ein munteres Hurrah erschallte zurück. Schon wollten sie in gestrecktem Trabe sich von diesem abgelegenen Orte entfernen, welchen kaum noch ein menschlicher Fuß betrat, und wohin sie allein der Zufall geführt hatte, als eine unbedeutende, eben so zufällige Kleinigkeit zur Veranlassung diente, diesen Ort nicht so schnell zu verlassen.

Bei dem Aufsteigen nämlich vermiste man den rechten Steigbügel, welcher durch eine aufgegangene Schnalle aus dem Riemen gefallen war. In der Vermuthung, daß er vielleicht in dem dichten Gehölze liegen geblieben wäre, begab sich einer von ihnen wieder dahin zurück, und fand ihn auch. Als sich der Bauer bückte und die Hand nach dem Steigbügel ausstreckte, bemerkte er plötzlich, in einer Entfernung von ungefähr 50 Schritten, Etwas zwischen dem dichtem Holze hervorscheinen. So wie es ihm vorkam, und nach den Farben zu urtheilen, glaubte er einen Pack Zeug zu unterscheiden. Er dachte sogleich, und es erwies sich auch späterhin, daß es Schleichgüter waren, welche irgend einem Schmuggler, dem die Zollbeamten nachgesetzt, in diesem dichten Gebüsch verborgen hatte, um sie bei einer günstigeren Gelegenheit wieder dort wegzuholen. In diesen Gedanken fühlte er sich um so mehr bestärkt, da dieses dichte Gehölz durch die daran stoßenden Grenzen, und die so versteckt liegenden Stellen, schon oft dem Schleichhandel zum Schutzorte gedient hatte, und er wollte sich deshalb durch das Gebüsch einen Weg bahnen, um den bewußten Gegenstand näher zu untersuchen. Die Bauern, namentlich die aus dieser Umgegend, sind etwas furchtsam, gehen in allen Stücken sehr vorsichtig zu Werke, und befassen sich nicht gerne mit Sachen,



welche ihnen verdächtig erscheinen, besonders wenn sie nicht selbst dabei betheiligte sind. Die strenge Verordnung, welche erst kürzlich über den Schleichhandel bekannt gemacht worden war, lag ihnen noch frisch im Gedächtniß. Statt nun allein sich dahin zu begeben und den Gegenstand näher zu untersuchen, rief er nach gehöriger Ueberlegung, einen seiner Gefährten herbei. Die Uebrigen, welche zurückgeblieben waren, hatten unterdessen den Ort erreicht, wo die beiden andern Bauern ihren Kameraden erwarteten. Doch sobald sie von einem Hund hörten, folgten sie schnell nach, einige ausgenommen, welche bei ihren Pferden auf dem Wege blieben.

Raum hatten sie sich durch das dichte Gestrüpp einen Weg gebahnt, und waren an der bewußten Stelle angekommen, so bemerkten sie einen Gegenstand, welcher sie Alle mit Entsetzen erfüllte. Einige taumelten unwillkürlich zurück, Andere waren wie an dem Boden festgebannt, Alle starrten sich wie leblos an, und ein Jeder rieb sich die Augen aus, in der Meinung, der Rausch habe sein Gesicht umnebelt. Sie trauen ihren Sinnen nicht. Der auf der Erde liegende Gegenstand ist ein Mensch, wenigstens eine menschliche Gestalt; aber keiner von ihnen hatte je in einer so sonderbaren Ausstaffirung und fremdartigen Tracht etwas Aehnliches gesehen.

Als sie sich von ihrem ersten Schreck ein wenig erholt hatten, sahen sie erst, daß der auf der Erde liegende Mensch, nicht wie sie vermuthet hatten schlief, sondern daß er todt und auf eine gewaltsame Weise ermordet worden sei. — Nach langer Berathung wollten zuerst jene gefühllosen Menschen, diese Leiche, welche sie, ihrer fremden Kleidung wegen, mit einem besondern Abscheu betrachteten, da unangerührt liegen lassen. Einer von ihnen jedoch, welcher durch den Schreck ganz nüchtern geworden war, wußte endlich noch seine Gefährten dahin zu bewegen, daß sie den Ermordeten aus dem Dickicht hervortrugen, und in einer Furche auf das Gras niederlegten. Nun schwangen sich zwei von ihnen auf ihre Pferde, und ritten aufs schnellste nach dem nächsten Dorfe, um eine Anzeige von dem Vorfall zu machen.

Sogleich kam der Dorfschultheiß mit ihnen zurück, welcher, obgleich der Ermordete nicht in dem Weichbilde seiner Gemeinde gefunden worden war, schnell einen Wagen anspannen ließ, womit er den Bauern nachfolgte. Auch hatte er den Wundarzt seines Dorfs mitgebracht, und befohlen, daß ein Knecht mit einem Karren sogleich nachkommen sollte. Auch diese Leute waren ganz er-

staunt, als sie die Leiche des Unbekannten sahen, dessen wunderliche Kleidung ihnen schon von den Bauern als so fremdartig geschildert worden war. Der einfache Bauerschultheiß wußte eben so wenig, als die übrigen, was er aus der Kleidung des Erschlagenen machen sollte, und hörte begierig zu, als der Chirurg, der seine Lehrjahre in der Rastbude einer Stadt gemacht, und daselbst wie er sagte, unter seinen Kunden sich Weltkenntniß angeeignet hatte, dem gaffenden Kreis erklärte, daß der Erschlagene, nach der Tracht zu urtheilen, eigentlich ein Türke sein müßte.

Nachdem der Wundarzt bemerkt hatte, daß hier an keine Hülfe mehr zu denken, und daß der Unglückliche wahrscheinlich schon seit zwei Tagen todt wäre, ließ der Schultheiß den Leichnam auf den mit Stroh gefüllten Karren legen. Nachdem er die Bauern erinnert hatte, sich bereit zu halten, um bei der ersten Aufforderung ihre mündliche Aussage abzulegen, so verfolgten diese ihren Weg nach B —, während der Schultheiß mit seinem Gefolge den Weg nach G — einschlug, wo das Amt war, vor dessen Gerichtsbarkeit die Sache gehörte.

Es war Mittag, als sie diesen Ort und das Amtshaus erreicht hatten. Beide, der Schultheiß und der Wundarzt, legten über den Vorfall treuen Bericht ab. Sogleich wurde von dem Amte eine nähere Untersuchung eingeleitet, und deren Ergebniß gehörig zu Protokoll gebracht.

Es ergab sich, daß der räthselhafte Fremdling, durch ein seidenes Halstuch erdroffelt worden war. Sowohl die erfahrenen Wundärzte, die man von amtswegen zur Leichenschau berufen, als unser guter Dorfwundarzt, welcher zuerst gegenwärtig gewesen war, kamen darin überein, daß es nicht länger als drei Tage her sein könnte, da der Mord verübt worden.

Der Erschlagene war ein schöner Mann im jugendlichen Alter. Seine dunkle durch die Sonne gebräunte Haut, und sein pechschwarzes krauses Haar, bewiesen zwar nicht ganz deutlich, daß er ein Ausländer war, aber die fremdartige Tracht bestärkte doch in der Meinung, daß er aus einem sehr fernen Lande her sein müßte. Seine Kleidung war die eines Türken, außer daß seine Halbstiefel und seine Wäsche ganz auf gewöhnliche Weise verfertigt waren. Ein Turban bedeckte seinen Kopf. Er trug einen kurzen Hemdrock, welcher bis auf die Hüften ging, darüber ein Beinkleid, von weißem Mouffelin eine Art Jacke von demselben Zeuge, und einen schar-



lachrothen Ueberwurf ohne Aermel, mit schwarzem Fes-  
bel besetzt. Ein blauer Gürtel umschlang seine Hüften,  
und er trug silberne Ohrringe. In einem kleinen Geld-  
beutel, welcher im Gürtel steckte, fand man etwas sil-  
berne und kupferne Münze, meistens inländisches Geld.  
Dieser „Türke“ hatte an verschiedenen Stellen sei-  
nes Körpers mehrere Wunden.

Ganz besonders wurde die Neugier Vieler durch  
einige Zeichen aufgeregt, welche nach Art der Matrosen  
auf seinen rechten Arm eingebrannt waren. Unter die-  
sen Zeichen befanden sich folgende drei große lateinische  
Buchstaben: F. X. F., welches beiläufig bemerkt, mit  
der morgenländischen Kleidung nicht in Uebereinstim-  
mung zu bringen war, und zu vielfachen Vermuthungen  
Anlaß gab.

Das Amt glaubte den äußeren Kennzeichen nach  
sicher folgern zu können, daß das Corpus delicti ein  
Türke oder Grieche wäre, welchen der Zufall in hiesige  
Gegend geführt hätte, und der aus einer völlig unbe-  
kannten Ursache an der bewußten Stelle ermordet wor-  
den sei. Diese Folgerung, welche vielen unwahrschein-  
lich vorkam, war es doch nicht so ganz, da in Amster-  
dam oft Leute in dieser Tracht gesehen wurden, und  
wenn auch durch B— keine Hauptstraße führte, so wurde  
doch mit M, einem nicht unbedeutenden Orte eine leb-  
hafte Handelsverbindung unterhalten.

Das Amt mußte, bevor die Leiche beigelegt wurde,  
hierüber an das Provincial-Gericht Meldung machen. Zwei  
Kommissarien mit einem Wundarzte stellten sich unver-  
züglich ein, und da sie alles mit dem Berichte des Am-  
tes übereinstimmend fanden, so wurde die Leiche, nach-  
dem der Sarg mit dem gerichtlichen Siegel versehen  
worden war, an einem besondern Platz begraben. Die  
Kleidungsstücke wurden von Gerichtswegen sorgfältig  
verwahrt.

Nun wurde die Sache dem Criminal-Gericht der Pro-  
vinz übergeben. Von diesem ward Alles angewandt, um  
sich mehr Licht zu verschaffen, aber umsonst. Das Krimi-  
nalgericht beauftragte zwei seiner Mitglieder, um die  
Stelle, wo die Leiche gefunden worden, auf's genaueste  
zu untersuchen. Die Bauern wurden nochmals vorgeladen.  
In verschiedenen Zeitungen wurde der Vorfall auf's ge-  
naueste bekannt gemacht, das Signalement eingerückt,  
und demjenigen, welcher den Thäter nachweisen könnte,  
eine Belohnung versprochen.

Einige Wochen nachher meldete sich vor dem Pro-  
vincialgerichte ein Mann mit seiner Tochter, welcher die

Kleidungsstücke des Ermordeten zu sehen begehrte. Der  
Mann erklärte, der Wirth eines kleinen, etwas seit-  
wärts von dem Wege nach P— gelegenen Wirthshau-  
ses, zum weißen Dorn, zu sein, das ungefähr eine Tage-  
reise von M— entfernt lag. Als ihm die Kleidungsstücke  
vorgelegt wurden, schüttelte er bedenklich das Haupt, und  
fragte, ob man keine anderen Kleider bei dem Ermorde-  
ten gefunden hätte? Als man ihm diese Frage mit  
Nein beantwortete, zuckte er die Achseln, und bedauerte  
die vergebliche Mühe, welche er sich unterzogen hatte,  
da ihm diese Kleidungsstücke völlig unbekannt wären.

Der hierdurch aufmerksam gewordene Richter, fragte  
den Mann, in wie fern er geglaubt hätte, Auskunft ge-  
ben zu können, und warum er nicht schon früher er-  
schienen wäre? Hierauf erwiderte er, daß er erst seit  
kurzem Etwas von diesem Vorfalle durch einen reisen-  
den Krämer, welcher zufällig in seinem Hause, worin  
nur die Bauern aus der Umgegend verkehrten, einge-  
kehrt sey, erfahren habe. Diese Erzählung habe ihn er-  
innert, daß gerade zu der Zeit, wo der Fremdling ge-  
funden worden, des Abends zwei Reisende zu Pferde,  
bei ihm eingekehrt wären, welche, nachdem sie bei ihm  
übernachtet hätten, des andern Morgens sehr früh ab-  
gereist seien, und wahrscheinlich den Weg nach B— einge-  
schlagen hätten. Hierdurch sey er auf den Gedanken  
gekommen, sich selbst zu überzeugen, ob einer der beiden  
Reisenden wohl in dieser Sache theilhaftig seyn könnte.

Auf die Frage, wie die beiden Reisenden ausge-  
sehen hätten, erklärte er, daß beide wie heffische Fuhr-  
leute gekleidet gewesen wären, einen blauen leinenen  
Kittel über ihren Kleidern, und einen Hut von Glanz-  
leder getragen hätten. Beide hätten einen gut gefüll-  
ten Mantelsack auf den Pferden gehabt. Der Eine sei  
noch jung, der Andere ein mehr bejahrter Mann gewe-  
sen. Mehr erklärte der Wirth von den Fremdlingen  
nicht aussagen zu können. Nur wolle er noch hinzufü-  
gen, daß er geglaubt habe, der Kaufmann hätte sich in  
der Angabe der Kleidungsstücke geirrt, doch nun fände  
er Alles mit der Beschreibung übereinstimmend.

So lautete die Aussage des Wirths über die bei-  
den Reisenden, verbreitete aber nicht das geringste Licht  
in vorliegender Sache über den Ermordeten, dessen Schick-  
sal in die dunkelste Nacht eingehüllt blieb, und bald in  
Vergessenheit gerieth.

Doch nein! Nur eine kurze Spanne Zeit entzog  
der Schatten dem menschlichen Auge den Verlauf dieses  
Mordes, bis ein Wink von Oben einen Lichtstrahl über  
diese grausame That verbreitete. Noch lebte der Mör-  
der des Unglücklichen. Wenn er auch bisher der rächen-  
den Hand des weltlichen Richters entkommen, und dem



scharfsichtigen Auge der menschlichen Wachsamkeit entgangen war, ihm folgte doch ein Auge, vor welchem er sich nicht verbergen, eine Hand erfasste ihn, der er nicht entinnen konnte. Erst da, meine Leser, als nach eilf Jahren der Bösewicht aller möglichen Nachforschung beinahe entgangen, der Verfolgung der Gesetze ent schlüpft war, und vor jeder unvorhergesehenen Entdeckung beinahe geschützt gewesen wäre, erst da führte die Hand, welche oft langsam folgt, aber immer sicher geht, den Mörder an einen Ort, wo zufällig von einem Dritten der dicke Schleier von diesem Geheimniß weggezogen, und die ganze schreckliche Missethat ans Licht gefördert wurde.

Eilf Jahre waren also verlossen, ohne daß auch nur die geringste Spur von dem Thäter aufgefunden wurde. Es war Kirmes und zugleich Pferdemarkt zu S —, in der Nachbarschaft des Ortes, wo vor eilf Jahren diese Missethat vollführt wurde. Wer hätte geglaubt, daß hier die Auflösung des schon beinahe vergessenen räthselhaften Ereignisses statt haben sollte? — Dies dachte damals der Mann nicht, welcher ohne es zu ahnen, in der Entwicklung eine so wichtige, wenn auch scheinbar so gleichgültige Rolle spielte, als er seiner Geschäfte wegen nach dem Jahrmarkte zu S — sich verfügte. Gewiß eben so wenig dachten auch diejenigen daran, für welche die Entwicklung in ihren Folgen so furchtbar und so wichtig wurde, weil sie in ganz anderen Absichten hierher kamen.

Die Kirmes sollte den folgenden Tag anfangen. Es waren viele Fremde in dem Städtchen, welche der sehr einträgliche und sehr besuchte Jahrmarkt zu S — herbeigelockt hatte, um ihre Waaren an den Mann zu bringen. In dem Wirthshause, die Hirschjagd, wo anständige Leute, welche die Kirmes besuchten, gewöhnlich abstiegen, saßen am Abend vorher vier Leute an dem Kamin. Man plauderte recht gefellig über die eröffnete Jagd, über das schöne Herbstwetter, die nahrungslose Zeit und Stadtneuigkeiten. In der Gaststube hing der Zettel eines Kabinetts von Wachsfiguren, welches während der Kirmes zu sehen war, und wo auch die Gruppe eines fürchterlichen Mordes gezeigt wurde, der in der Provinz Kleve verübt worden. Solche Vorfälle liefern gewöhnlich in den Kaffeehäusern und Schenken Stoff zur Unterhaltung. Dieses gab auch Veranlassung, daß mehr als eine Geschichte dieser Art aus früheren Zeiten wieder hervorgesucht, und bei dem gemüthlichen Rauchen einer Pfeife erzählt wurde. Einer der lebhaftesten Sprecher in dem Kreise, welcher seine Erzählungen unterhaltend vorzutragen wußte, war ein Pferdehändler aus B —, dem Alle aufmerksam zuhörten. Nachdem ei-

ner der Anwesenden, ein deutscher Kaufmann, welcher kürzlich noch durch das Klevische gereist war, den Uebri gen den Verlauf des Mordes, welcher während der Kirmes in Wachsfiguren gezeigt wurde, erzählt hatte, nahm der Pferdehändler wieder das Wort.

„So erinnere ich mich auch noch eines Vorfalles,“ sagte er mit einem besondern Nachdruck, der seine Wirkung nicht verfehlte und die Aufmerksamkeit der Zuhörer sehr anregte, — „welcher vor eilf Jahren hier in der Nähe Statt fand. Es war ein schreckliches Ereigniß und höchst merkwürdig, denn die Richter haben ungeachtet aller angewandten Mühe, nie der Sache auf den Grund kommen können. Ich bin auch kein Rechtsgelehrter, aber ich habe von sachkundigen Leuten gehört, was ich auch gerne glaube, daß es nicht mit rechten Dingen zugeht. Hören Sie mir nur genau zu. Ein solcher sonderbarer und zugleich schauderhafter Vorfall ist Ihnen gewiß noch niemals zu Ohren gekommen. Lassen Sie uns zuvor unsere Pfeifen stopfen.“

Schnell und gleichsam als wenn das Wichtige des Ereignisses in dem Tabakdampfe enthalten wäre, folgte ein Jeder der Einladung, und nun fing der Erzähler die Geschichte der räthselhaften Fremden an, welche ich meinen Lesern bereits mitgetheilt habe. Er war kaum bis zu der Hälfte seiner Erzählung vorgerückt, hatte so eben die Kleidung des Fremdlings beschrieben und wollte von den Zeichen reden, welche auf dem einen Arm des Ermordeten eingebrannt gefunden wurden, als aus dem Kreise Einer, welcher mit der größten Aufmerksamkeit zugehört, und auch schon mehrere Male versucht hatte, Etwas zu sagen, ihm in die Rede fiel. „Mein Gott!“ rief er aus: „habe ich recht gehört? Wie, sagen Sie, war der Fremdling gekleidet? Erzählen Sie es gefälligst noch einmal!“

„Gern, wenn ich Ihnen damit gefällig sein kann,“ sagte der Pferdehändler. „Sie scheinen großen Antheil an dieser Erzählung zu nehmen,“ und nun berichtete er nochmals, wie der Fremdling ausgesehen habe, während der Andere mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörte.

„Aber um Gotteswillen, Freund!“ sagte der Fremde vor Angst außer sich, so daß er die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog, „hatte der Fremde keine zwei Narben in der linken Seite? — hatte er gar kein bemerkliches Kennzeichen? — Kein . . .“

„Das kann wohl seyn,“ antwortete der Pferdehändler. „So genau weiß ich es nicht mehr, doch auf seinem Arm hatte er einige Buchstaben stehen.“

„Und welche — o Gott! — sagen Sie was für Buchstaben?“ — fragte der Andere noch ängstlicher als vorher.



„Wenn ich mich nicht irre, . . . so waren es F. X. oder X. F.“ antwortete der Pferdehändler.

„O Jesus Maria! — das war mein Franz!“ schrie der Fremde in der heftigsten Gemüthsbewegung, während eine Todtenblässe sich über sein Gesicht verbreitete, und sein Aeußeres die Erschütterung verrieth, welche sein Inneres erlitten hatte.

Alle die im Zimmer gegenwärtig waren, sahen den Fremden, nach seinem Ausruf, voll Erstaunen an. Gerade wollte einer der Anwesenden ihn um die Ursache seiner plötzlichen Gemüthsbewegung fragen, als er in der größten Hast von seinem Stuhle aufstand, mit wilder Miene aus der Stubenthür eilte, und voll Verzweiflung und Abscheu ausrief; „O Gott! das fordert Rache! — Das Blut meines armen Kindes schreit nach Rache!“

Ein Unglück befürchtend, und von Schrecken und Neugierde angetrieben, eilte man ihm in einen neben dem Wirthshause liegenden Stall nach.

Mit einer fürchterlichen Wuth faßte der Entsetzte dort einen Menschen, welcher an einem Reisswagen Etwas in Ordnung brachte, vor der Brust, und schleppte ihn mit Riesenkräften in den Vordergrund des Stalles.

„Du mußt mit, Satan,“ donnerte er den Menschen an. „Du mußt mit, und hören wo mein armer Franz geblieben ist! — Verantworten sollst du dich, oder Gott möge dir gnädig seyn!“

Der so Angepakte, vor Schrecken außer sich, war nicht im Stande, dem wüthenden Menschen Widerstand zu leisten, sondern ließ sich wie gelähmt von ihm fort-schleppen. Eine unbeschreibliche Angst verrieth sein Gesicht. Mit einer gedämpften Stimme stammelte er nur: „Ach Gott! Erbarmen! lassen Sie mich los! — Ich habe ja nichts gethan!“ — Aber sein Gegner, welcher ihn mit wild rollenden Augen ansah, hielt seine Faust krampfhaft auf seiner Brust festgeklammert. Vor der Stubenthür angekommen, wagte der Festgehaltene einen Versuch, sich aus den Händen seines Gegners zu winden, aber der dichte Haufen der bei diesem merkwürdigen Vorfalle herbeigeeilten Menschen, verhinderte ihn daran. Beide wurden durch die sie umgebende Menge in das Zimmer hineingedrängt.

„Jetzt Mörder!“ brüllte sein Verfolger dem höchst Erschrockenen entgegen, und „Mörder?!“ wurde in einem dumpfen Gemurmel von allen Seiten wiederholt, „Jetzt sollst du mir sagen, wo du vor elf Jahren meinen unglücklichen Franz gelassen hast, oder . . .“

„Ach! Um Jesu willen, lassen . . . lassen Sie mich los! — ich muß . . . muß athmen . . . oder

ich ersticke!“ stammelte der Andere wie von einem Fieberanfall geschüttelt.

Plötzlich erhob sich ein Geräusch an dem Eingange des Zimmers. „Da ist das Gericht schon!“ erschallte es von verschiedenen Seiten her. Es herrschte nun augenblicklich Stille, der Kreis der Herzugeströmten öffnete sich und der Schlichter mit den Gerichtsdienern trat herein. Der Festgehaltene, welcher sich bis jetzt nur mit Mühe aufrecht gehalten hatte, sank bei diesem Anblick ohnmächtig zur Erde. Halb bewußtlos wurde er herausgetragen und nach dem Stadtgefängnisse gebracht.

Nun stellten sich vor dem Gerichte zwei Leute, welche sehr dringend auf ein alsbaldiges Verhör des Gefangenen antrugen. Der Eine war der Pferdehändler aus B—, welcher die nothwendige Auskunft geben konnte, der Andere der Mann, welcher sich als den Vater des Ermordeten vorstellte. Sein mit Treppen besetzter Rock und Hut, seine großen Stiefel und gelben ledernen Beinkleider, alles dies verkündete ein außer-gewöhnliches Berufsgeschäft. Er war der Herr oder Direktor einer Gesellschaft Kunstreiter, Equilibristen und Seiltänzer, welche die Kirmessen besuchten und auch hier Vorstellungen geben wollten.

Der Gefangene wurde noch an demselben Abend in das Verhör gebracht. Er gab vor, ein Lothringer von Geburt zu seyn, und sein eigentlicher Name sei Jean Baptist L—. Seit mehren Jahren habe er zu der Kunstreiter-Gesellschaft gehört, und sei daselbst unter den Namen Louis Latouche bekannt gewesen. Durch Schrecken und Gewissensangst überwältigt, gestand er Alles, dessen der Vater des Ermordeten, mit Beistand des Pferdehändlers, ihn anklagte.

Um das Räthselhafte in dieser Geschichte zu lösen, will ich in der Kürze das Geständniß des Verbrechers meinen Lesern mittheilen.

Vor mehr als sechszehn Jahren war der jetzt Verhaftete Jean Baptist L— aus Furcht, daß ein von ihm begangener Diebstahl bekannt würde, von einem österreichischen Regimente, welches damals in Namur lag, desertirt; und da er in seiner Jugend schon bei Kunstreitern gewesen war und diese Lebensweise ihm sehr zusagte, so hatte er sich bei der Gesellschaft annehmen lassen, mit welcher er bis jetzt unter dem falschen Namen Louis Latouche herumgezogen war. Vor elf Jahren wollte sich die Gesellschaft, welche aus Deutschland kam nach dem Bisthum Lüttich begeben, um dort mit ihrer Kunst sich den Lebensunterhalt zu verdienen, und nachher über das Brabantische nach Holland ziehen, um daselbst die Kirmessen zu besuchen. Aus Furcht, vielleicht



in die Nähe seines ehemaligen Regiments zu kommen, welches in der ganzen Umgegend auf den Dörfern detachirt war, wieder erkannt und als Deserteur behandelt zu werden, bat er seinen Herrn, anderweitig über ihn zu verfügen. „Wohlan, sagte der Direktor der Gesellschaft, du kannst inzwischen mit meinem Franz durch die Provinzen Friesland und Oberyssel ziehen, wo bald viele Kirrnessen gefeiert werden und viel Geld zu verdienen ist. Wir besuchen unterdessen die vornehmsten Städte Brabant's, und kommen dann auf der einen oder andern Kirrness in Holland wieder zusammen.“

Jetzt trennte sich Louis mit dem Sohne des Direktors, einem Jünglinge von siebzehn Jahren, von der übrigen Gesellschaft, und beide machten sich auf den Weg, um das Grundgebiet der Republik zu erreichen. Da sie nur wenig Reisegeld hatten, und ihre gut dressirten aber überaus abgemagerten Pferde gerade nicht an das beste Futter gewöhnt waren, so stiegen sie in den geringsten Dorsherbergen ab, oder kehrten, wo es sich thun ließ, in Bauernhöfen ein, da sie dann mit wenigen Stübchen abkamen. Am zweiten Nachmittage ihrer Reise waren sie auf einer sehr großen Haide irre geritten. Erst spät am Abend hatten sie wieder die Spur eines Wagens entdeckt, und ein Landmann wies ihnen eine kleine, von der Straße etwas abliegende Herberge. Bei näherer Untersuchung ergab es sich, daß dies Wirthshaus kein anderes, als das zum weißen Dorn gewesen war, in welchem Hause nur die Tochter allein noch am Leben war, welche nun auch noch einmal vor das Criminal-Gericht geladen wurde, wo sie ihre vor elf Jahren abgelegte Erklärung, so weit es ihr noch erinnerlich war, wiederholte.

In dieser Herberge hatten sie die Nacht zugebracht, und waren mit Tagesanbruch weiter gereist. Als sie beim Eingange in einen Wald ein kleines Mädchen nach dem Wege gefragt hatten, hörten sie zufällig daß zu D— Kirrness wäre. Sogleich beschloffen sie auf dieser Kirrness anzuhalten und sich mit ihren Talenten einen guten Reisepfennig von dort zu holen. Da bis D— kein Wirthshaus mehr lag, so ritten sie etwas tiefer in den Wald, um einen abgelegenen Ort aufzusuchen, wo sie ihre Kunstreiter-Tracht anlegen konnten; denn sie wußten wohl, daß diese eigenthümliche Kleidung ihnen ein wichtigeres Ansehen bei den Bauern verschaffte, und einen weit vortheilhaftern Eindruck machte, als wenn sie ihren Einzug in ihren gewöhnlichen Reisekleidern hielten. Der Sohn des Direktors hatte sich schon umgekleidet und sein Reisekostüm wieder in seinen Mantelsack gepackt, als Louis, welcher unterdessen die Pferde versorgt hatte, auch sein lustiges Gewand und

zugleich ein buntes Taschentuch aus seinem Mantel hervorholte, welches der Ermordete als sein Eigenthum erkannte. Hierüber entstand ein ernsthafter Zank, und sie wurden zuletzt handgemein. Ein unglücklicher Schlag, welchen Louis dem Jünglinge beibrachte, streckte diesen bewußtlos zur Erde nieder. Fürchterliche krampfartige Zuckungen des Unglücklichen ließen vermuthen, daß er sich nicht wieder erholen würde. Das Verbrechen war nun einmal vollbracht, und angenommen, der Mißhandelte käme auch wieder ins Leben zurück, so würde der Thäter doch zur schweren Strafe gezogen worden sein. Die höchste Angst trieb ihn zum Aeußersten. Um sicher zu sein, daß der Unglückliche nicht wieder auflebe, seine Unthat bekannt mache, beschloß er, ihn völlig zu tödten, und — o schreckliche Bosheit! — er hatte den betäubten jungen Mann mit dem Halstuche, über welches der Streit entstanden war, und welches um des jungen Mannes Hals gedreht gefunden wurde, erdrosselt. Nachdem er die That vollbracht hatte, schleppte er den Ermordeten tief in den Wald hinein in dichtes Gebüsch. Um vor einer jeden Entdeckung sicher zu bleiben, begab er sich ohne Aufenthalt in das Oldenburgische, wo er in einem kleinen Dorfe das Pferd an einen durchreisenden ostfriesischen Kaufmann verkaufte. Um weiter ganz sicher zu gehen, hatte er den Mantelsack und die übrigen Kleidungsstücke des Ermordeten an einem abgelegenen Ort in einen Morast versenkt. — Nachdem er das Geld verzehrt, hatte er die Unverschämtheit, sich wieder zu der Gesellschaft zu begeben, mit welcher er auf dem Jahrmärkte zu Harlem wieder zusammentraf. Dem Vater des Ermordeten, der wegen des Zurückbleiben seines Sohnes besorgt war, band er folgendes Märchen auf. Eben jenseits der deutschen Grenze, wo er mit dem Jünglinge in einem Wirthshause übernachtet habe, sei dieser des Morgens beim Erwachen mit Pferd und Gepäck verschwunden gewesen, nachdem er am Abend zuvor sich habe verlauten lassen, daß er dieses herumziehenden Lebens müde wäre, und ehe man es erwartete diese gefährliche Lebensweise aufgeben und sich in Kriegsdienst annehmen lassen wolle. Dabei dächte er sein Glück zu machen, da ihm von einem hannöverschen Offiziere in Braunschweig sehr vortheilhafte Bedingungen versprochen wären, wenn er sich anwerben lassen wolle. Der unglückliche Vater schenkte dieser Erzählung um so eher Glauben, da er eine so teuflische Handlung und Unverschämtheit nicht vermuthen durfte, und wohl wußte, daß der Jüngling, welcher immer Neigung zum Militärstande an Tag gelegt hatte, schon früher in einem deutschen Städtchen, unter ein preussisches Kavallerie-Regiment sich hatte anwerben lassen wollen, wenn der Vater es damals nicht



verhindert hätte. Der alte Mann mußte mit dieser Erzählung sich zufrieden stellen, so gut er konnte, über die Trennung von seinem Sohne sich trösten, und sah mit jedem Tage Nachrichten von ihm entgegen. Da aber diese Nachrichten sich immer weiter hinausschoben und gar nicht eintrafen, so gab er die Hoffnung auf, seinen Sohn je wieder zu sehen, und glaubte, daß er wohl im Kriege würde geblieben seyn.

So hatte der Mörder eifrig Jahre sich in aller Sicherheit bei der Gesellschaft aufgehalten, und nicht den geringsten Verdacht auf sich gezogen. Die einfache Erzählung des Pferdehändlers hatte den unglücklichen Vater auf die Spur seines lang vermißten Sohnes gebracht. Einen Augenblick vorher hatte er dem Bösewicht den Befehl ertheilt, etwas in dem Stalle zu besorgen, wo, wie wir gehört haben, der unglückliche, in Verzweiflung versetzte Vater, den Mörder seines Sohnes erfaßte.

Sogleich wurde dem Provinzial-Gerichte über Alles ausführlicher Bericht erstattet, und der Mörder der Kriminalsektion überliefert. Anfangs versuchte er, sein vor dem Gerichte zu s— abgelegtes Bekenntniß zu widerrufen, aber als man ihm die Kleidungsstücke des Ermordeten vorlegte, da wurde er todtenblaß und so heftig erschüttert, daß er auf sein früheres Geständniß zurückkam.

Als man den Vater des Ermordeten über die Bedeutung der auf dessen Arm eingebrannten Lettern befragte, erklärte er, daß sie einst seinem Sohne ein Schulkamerad, Franz Xaver Friedmüller, aus Spielerei in den Arm eingebrannt.

So wurde das Räthselhafte und Geheimnißvolle, welches Anfangs diese Missethat umschleierte, völlig weggeräumt. Ob der Gefangene die wahre Veranlassung zu dieser Gräueltat aufrichtig bekannt hat, erlaube ich mir nicht zu beurtheilen. Er erbing sich im Gefängnisse. Ein sichtbarer Beweis einer gerechten Wiedervergeltung!

Als einen besondern Umstand muß ich noch anführen, daß wenn die Entdeckung dieses Verbrechens sich einige Tage weiter hinausgeschoben hätte, der Mörder gewiß einer jeden richterlichen Untersuchung entgangen seyn würde. Gerade vor diesem so verhängnißvollen Tage, hatte sich derselbe bei einer andern Gesellschaft annehmen lassen, mit welcher er nach England sich einschiffen wollte. An demselben Tage, als er in das Gefängniß abgeführt wurde, ging das Schiff, auf welchem sich die Gesellschaft befand, unter Segel, und war schon an der brittischen Küste angekommen, als der Verbrecher von der Nemesis ereilt wurde.

## Eine wundärztliche Operation während des magnetischen Schlafes.

Mit dem Magnetisiren ist viel Marktchreierei und Unfug getrieben worden, schlaue Betrüger haben es zu allerlei unsauberen Dingen benützt, aber die Wissenschaft ist durch genauere Bekanntschaft mit Naturkräften, die man früher nicht kannte, wesentlich weiter gefördert worden. Das Magnetisiren hat in manchen Krankheiten

schon wichtige Dienste geleistet, Manchem Schmerz erspart, und ist nun auch bei chirurgischen Operationen für zweckmäßig erkannt worden. In wie weit es in dieser Hinsicht thunlich ist, und ob es dabei allgemein angewandt werden kann, oder ob es nur bei einzelnen Menschen die sich dafür eignen, passend erscheint, ver-